

Witz, Albrecht
 Die Geschichte der Weltkriege. Teil 1
 Stuttgart - Berlin - Leipzig 1917-19

Die farbigen Truppen.

Ein Wort Voltaires ist berühmter geworden als alle anderen Aussprüche des Dichters, Politikers und Geschichtsphilosophen von Fernay; es lautet: „Pour les beaux yeux du Roi de Prusse“. Dies Wort bezog sich auf die Indianer am Ohio und die Hindu am Ganges, die für England gegen die Franzosen kämpften. Da aber der König von England der Bundesgenosse Friedrichs des Großen war, so fochten jene Indianer und Hindu zugleich für Preußen. Jetzt war es umgekehrt. Die farbigen Hilfsvölker kämpften zuerst alle gegen uns und standen im Dienste Englands und anderer Feinde.

England hat im großen Maßstabe die indischen Soldaten bei früheren Kriegen in Afrika und außerdem in China verwendet. Einmal, 1878, als der Bruch mit Rußland drohte, wurden 8000 Mann indischer Kontingente nach Malta gezogen. In keinem früheren Kriege gelangten sie jedoch zu so ausgiebiger Verwendung wie jetzt im Weltkrieg.

Umgekehrt jedoch können sie den Engländern selbst in Indien höchst unangenehm werden, und zwar durch ihre Massen; denn dort steht nur ein Engländer gegen je zweitausend Indier. Ob zwar wirklich während des Krieges ein ernsthafter Aufstand in der Himalajahalbinsel ausgebrochen sei, ist schwer zu beurteilen und noch schwerer, wer die Träger eines solchen Aufstandes waren. Daß es sich bei Singapur im April 1915 nicht um geringfügige Unruhen handelte, geht daraus hervor, daß Japan um seine Hilfe angegangen wurde. Das entscheidende bei all diesen Wirren ist indessen, ob die Anhänger des Hinduismus und des Islam gemeinsame Sache machen.

Wer kennt die Völker, nennt die Namen, die beim Völkergemisch unserer Feinde ungastlich zusammenkamen? Da haben sich auf dem Boden Frankreichs indogermanische Hindu und tibetische Gurkha getroffen, semitische Araber und Marokkaner von der Berberasse; da sind malaiische Polynesier von Neusee-

land und den Fidjiiinseln aufgeboten und Drawida aus dem Dekkan; da kämpfen auf Neuguinea Papua und im Bismarckarchipel Melanesier, da rennen in Afrika Bantu und Neger und Hottentottenbastarde gegen uns an. In Ostfrankreich wurden schwarze Australier, die nur mit einem Schlachtmesser bewaffnet waren, und Rothhäute gefangen genommen.

Am meisten Aufsehen haben die indischen Truppen erregt; auch sehen sie am malerischsten von allen aus, tragen wenigstens die feurigsten, grellsten Farben. England hat viel von diesen Truppen erwartet. Es ist ja eine der Gewohnheiten der Briten, einen großen Teil ihrer exotischen Kriege durch indische Soldaten und — durch den indischen Staatsschatz bestreiten zu lassen. Bejagter Schatz zählt für die Niederwerfung von Aufständen südlich von Abessinien und in Rhodesien, für Streifereien in Arabien und für Unterdrückung von Boxerunruhen; denn alle diese umliegenden Länder, Somaliland, Masakat, Borneo und selbst China gelten als Außenforts der großen indischen Festung, und Tibet, das (1904) ganz selbstverständlich durch ein größtenteils aus Indern bestehendes Heer erobert wurde, gilt als deren Vorgelände. Der Gefechtswert der indischen Truppen und ihre Widerstandsfähigkeit gegen rauhes Klima ist nun außerordentlich verschieden. Am geringsten wird man die Drawida einschätzen. Die Sikh sind zwar gegen andere asiatische Feinde und gegen afrikanische Horden ganz gut zu verwenden, aber taugen nur wenig gegenüber einem neuzeitlich gerüsteten und ausgebildeten europäischen Feind. Am besten sind offenbar die Gurkha, wie das der Verlauf des Krieges an der belgisch-französischen Grenze vielfach bewiesen hat. Sehr viel kommt ferner bei den Indern auf ihre Religion an. Früher galten die Hindu als die geborenen Gegner und die Mohammedaner als die Freunde der Engländer. Das Haupt der britenfreundlichen Mohammedaner war der Aga-Khan. Er ist dann völlig in Verruf geraten. Seitdem der Heilige Krieg erklärt ist, sind die Moslime die geschworenen Feinde der Engländer geworden und haben deren Wohlwollen als

das erkannt, was es war, als Heuchelei. Merkwürdigerweise begannen später die Hindu und ihre Führer, darunter der leidenschaftliche Demagog Tilak, der wegen seiner Propaganda der Tat fünf Sträflingsjahre auf den Andamanen durchlitten hat, sich den Engländern, vielleicht durch Geschenke und Versprechungen bewogen, wieder zu nähern. Übrigens fehlte es an Versprechungen auch gegenüber den Moslimenführern nicht.

Nahe Verwandte der Gurkha sind die Garhwali. Als besonders kriegerisch sind noch berühmt die Radschputen vom Nordwesten Hindostans, deren Heimat der Hauptsitz der Sanskritsprechenden Völker war, sodann die Dogra, das Herrschervolk Kaschmirs, die den Hinduglauben pflegen, während ihre Untertanen, die weichlichen Kaschmiri, Mohammedaner sind. Sonst ist die Sache gerade umgekehrt: die Jünger des Propheten sehen auf die Hindu als Feiglinge herab; die meisten indischen Hilfsstruppen bestehen aus Mohammedanern. Ich nenne ferner die Patan und die Afridi vom Nordosten des von Afghanan bewohnten Landes, die Mahratta aus der Umgegend von Bombay, die Dschat von Sindh am Unterlaufe des Indus, Sudschar und Belutchen, weiterhin Tamilen von Madras und Pariastämmen.

Das erste Korps, das nach Europa, und zwar nach Marseille, geschickt wurde, stand unter Sir James Willcocks und belief sich auf 70 000 Mann. Andere Jnder wurden nach Mesopotamien, etwa 60 000, ferner nach Ägypten und nach den Dardanellen gesandt. Auch gingen Nachschübe nach Frankreich und Flandern. Bis zum April 1915 hatte Indien 9 vollständige Infanteriedivisionen, 8 Kavalleriebrigaden, entsprechende Artillerie und außerdem kleinere, auf verschiedene Plätze verteilte Kräfte, die zusammen eine Division ausmachten, geliefert. Das ganze indische Reich hatte, englische Soldaten eingerechnet, außerhalb Indiens bis zum ersten Frühjahr 28 Kavallerie- und 124 Infanterieregimenter gestellt.

Der Verlauf des Krieges hat gezeigt, daß die indischen Truppen zwar nicht entfernt mit europäischen zu vergleichen, daß sie aber doch nicht ganz wertlos waren. Der Argwohn

ist berechtigt, daß England absichtlich die tapfersten Jnder aus ihrer Heimat entfernte, auf daß sie nicht Führer und Träger eines Aufstandes werden könnten. Aus dem gleichen Grunde hat wohl Frankreich viele der besten Leute aus Marokko weggeschafft. Wenn diese Tapferen deutschen Maschinengewehren oder dem nordfranzösischen Klima erlagen, so konnte das nur die Stellung der englischen und französischen Herren in ihren Kolonien befestigen. Die Herren mußten wissen, daß wenige der Diener zurückkehren würden. In der That kann man in Zweifel sein, was für diese Kolonialtruppen der schlimmere Feind war, Mäße und Kälte oder die Granaten, Schneesturm oder Geschosshagel. Die Sikhs sind an ein trockenes, heißes Klima gewöhnt. Sie stammen vom mittleren Indus, aus einer Gegend, wo die Rede geht: In Multanabad ist es so heiß, daß es kein Mensch aushalten kann, aber in Jakobabad ist es noch viel heißer! Für sie ist das naßkalte Klima des westeuropäischen Spätherbstes schlechterdings verhängnisvoll gewesen. Immerhin haben die Sikhs, die vortrefflich beritten sind, einmal einen ganz schneidigen Reiterangriff gegen deutsche Abteilungen unternommen. Widerstandsfähiger gegen das Klima und überhaupt gefährlicher sind die Gurkha. Von allen unseren farbigen Feinden waren sie die wildesten und tapfersten. Ihre Hauptgöttin ist die furchtbare Kali, die eine Halskette aus Menschenköpfen trägt, und die an Menschenopfern ihre Lust findet. Die Gurkha sind eine Mischung aus der schwarzen Urbevölkerung Indiens und Tibetern, deren Sprache bei der Kreuzung durchgedrungen ist. Sie wohnen in Nepal, und zwar sowohl in den heißen Dschungeln des Unterlandes als auch in den Hochtälern des Himalaja, in der Nähe der Gletscher; beide Wohnsitze, die heißen wie die kalten, sind ungemein feucht, wie denn Nepal und noch mehr das benachbarte Assam zu den regenreichsten Gegenden der Erde gehören. Mit wilder Blutgier verbindet der Gurkha den Spürsinn und die zähe Geduld des lauernden Jägers. Freilich macht ihn die Mord- und Jagdlust nicht selten so toll, daß er zwischen

Freund und Feind gar nicht mehr unterscheiden kann: mehr wie einmal sind dem fanatischen Draufgängertum der Gurrha auch Franzosen und Engländer zur Beute gefallen. Für sie, die Gurrha, ist es keine Strapaze, sondern ein reines Vergnügen, in einer naßkalten Nacht draußen im Freien zu liegen, um dem Feinde aufzulauern, bis nach Stunden zähen Wartens sie ihm an die Gurgel springen können. Denn nicht nur mit Büchsen und langen grausamen Messern, dem gekrümmten Dolche, den sie Kukring nennen, sondern auch mit den Zähnen gehen sie dem Gegner zu Leibe. Im Frühjahr 1915 sollen wieder 50 000 dieser Gurrha, die noch kein Hauch von Genfer Konventionen berührt hat, in Marseille gelandet worden sein. Für die Engländer waren sie auch deshalb von Wert, weil sie keine Mohamedaner sind und keine Hindu, sondern Lamaiten, deren Haß sich gegen die Anhänger der beiden anderen Bekenntnisse richtet.

Wir gehen nunmehr zu den Hilfstruppen Frankreichs über. Die Turkos lernten wir schon 1870 kennen. Ihr Gefechtswert war keineswegs gering. Diesmal erzählten Verwundete, daß die Marokkaner sich besser schlugen als die Franzosen¹⁾. Beim

¹⁾ Im Jahre 1911, als nach Agadir die Frage der schwarzen Truppen auftauchte, da haben so manche Kreise über die Möglichkeit, daß wir marokkanische Truppen an unserer Westgrenze sähen, sehr selbstgewiß gespottet. Jetzt ist das doch Ereignis geworden. Man glaubte damals vielfach, daß schon allein das europäische Klima ein unüberwindliches Hindernis bedeuten würde. Weder die Furcht davor, noch vor einem Aufstande der einheimischen Bevölkerung in Marokko hat die Franzosen davon abgehalten, Marokkaner gegen uns zu verwenden. Ich schrieb über diese Dinge in meiner Broschüre „Entscheidung über Marokko“ 1911 folgendes: Die Nordafrikaner entbehren zwar der europäischen Zucht und sind wohl für die großen taktischen Aufgaben in einer Feldschlacht unbrauchbar, dagegen sind sie an Nervenkraft, an Ausdauer und an stürmischer Tapferkeit so manchen europäischen Soldaten überlegen. Nun haben es schon verschiedene höhere Offiziere in Reden und Druck veröffentlicht, daß einmal Araber und Berber in den Vogesen mitkämpfen sollen. Die Berber sind zäh und hart. Was ihnen fehlt, ist der politische Sinn. Kein König, kein Häuptling, keine Volksversammlung! Ereignet sich etwas von Belang, so kommen einige angesehenere Hausväter zur Beratung zusammen; aber keiner ist gezwungen, sich nach ihrer Meinung zu richten. Unter diesem lockeren System einer

französischen Heere bestehen die Kontingente der Eingeborenen aus Indochinesen, Arabern, Negern oder Madagassen, die gewöhnlich in ihrem Ursprungslande dienen, mit Ausnahme der Senegalesen und der Haussa (Westjudanesen), die nach allen neuen Kolonien transportiert werden. Ihr Wert ist sehr ungleich. Die Madagassen leisten keinen großen Widerstand. Es kann vorkommen, daß sie im Feuer standhalten, aber das ist niemals ganz sicher. Sie manövrieren ganz gut und sind im übrigen zuverlässig; im Falle einer Erhebung würden sie es nicht wagen, sich auf die Seite ihrer Landsleute zu stellen, obgleich es schon vereinzelte Überläufer gegeben hat. Man ist übrigens klug genug, sie nicht alle zu bewaffnen. Sie werden durch die Senegalesen in Schach gehalten, vor denen sie sich fürchten, und deren Anwesenheit Madagaskar jede Neigung zum Aufstande benommen hat. Wenn ein Stamm unruhig ist, so braucht man nur mit der Entsendung einer Kompanie Senegalesen zu drohen — und die Ruhe ist wieder hergestellt. Das kommt daher, weil diese sofort massakrieren, plündern und morden. Ihren Führern gelingt es nie, ihnen dabei Einhalt zu gebieten. Beim Vorgehen sind sie ungestüm und weichen nie, sie sind wildtapfer, aber unselbständig.

Die Polynesier wurden im Anfang erwähnt. Die Fidjischinseln haben 1500 ihrer Leute den Engländern angeboten, sie könnten, da ihnen Temperaturen unter + 10 Grad ganz ungewohnt sind, nur in tropischen Gegenden verwandt werden. Einige hundert Maori aus dem Alpen- und Gletschergebiete Neuseelands sollen nach Ägypten beordert worden sein. Aus Ostasien sind auf den westeuropäischen Schauplatz Anamiten gelangt, von denen ein Oberstleutnant sogar zum Kommandeur eines weißen Regimentes avanciert ist.

Art Kriegerverwaltung leben viele Schläö und Araber dahin. Sind aber erst die Berber staatlich und militärisch organisiert, so können sie die wertvollste Hilfsgruppe darstellen. Tatsächlich setzen weitsehende Politiker und Strategen bei unseren Nachbarn die ausschweifendsten Hoffnungen auf diese Zukunftsmöglichkeiten.

Endlich hätten wir der mongolischen Kalmücken, der türkischen Kirgisen und Tataren, der finnischen Esten und der kaukasischen Vessghier, Georgier und Tscherkessen, die in den Heeren des Zaren sehten, Erwähnung zu tun. Von ihnen sind die Kalmücken Buddhisten und die Esten Anhänger des Christentums; die Georgier haben eine eigene christliche Kirche; dagegen sind Tscherkessen und Tataren Jünger des Propheten, was denn auch in ihren Reihen schon mehrfach zu Meutereien geführt hat.

Fremdenlegion.

Nicht ohne Genugthuung wurde bei uns die Nachricht vernommen, daß die Deutschen, die in der Fremdenlegion dienten, nicht nach den französischen Kriegsschauplätzen geschickt, sondern zurückbehalten wurden. Ohnehin haben die Deutschen genug für den Ruhm der Franzosen getan. In den nordafrikanischen Gefechten — von richtigen Schlachten kann ja kaum die Rede sein — gingen anfänglich immer, außer wenn der Argwohn des Überlaufens bestand, die einheimischen Schutztruppen, die Goumier's und Spahis voran; wenn aber einmal Not an den Mann ging, so mußte die Legion die bedrängten Truppen herausreißen. So war es bei Tedsa, als der hundertjährige Ma el Ain von Aldrar den Franzosen eine blutige Schlappe beibrachte. Kein Mann wäre zurückgekehrt, wenn nicht im letzten Augenblick die Legion Rettung gebracht hätte. Bei ihr sind aber sehr viele Deutsche. Der Leutnant Guillemain, der vor etwa zwanzig Jahren die Expedition nach Formosa beschrieb, sagte: „Wenn man in das Lager der Legionäre kam, so hörte man immer nur zwei Worte, nämlich Ja und Also.“ Deutsche schlugen ihrer Feinde Schlachten, buchstäblich ward Indochina und Marokko von Deutschen für Frankreich erobert.

Die inneren Verhältnisse in der Fremdenlegion sind in der jüngsten Zeit durch die Schilderungen von Erwin Rosen und Otto Cäsar Aribauer, sowie von den französischen Schriftstellern

selbst, wie Marius und Ary Leblond, bekannter geworden. Die zwei Brüder schreiben: Unter den weißen Truppen ist das originellste Korps das der Fremdenlegion, wo man unter Soldaten und Offizieren Peruaner, Kolonisten, Spanier, Deutsche, Italiener, Russen, Kanadier findet. Ihre Musik ist in der ganzen Welt berühmt, ihre Querpfeifer sind die einzigen dieser Art im französischen Heer. Ihre hauptsächlichsten Kasernen befinden sich in Sidi-bel-Abbes, einer befestigten Stadt, von wo sie das Gebiet bis zum marokkanischen Westen und zum Süden der Sahara beherrschen. Sie wird in diesen Gegenden durch berittene Abteilungen auf Mehari's oder Saharakamelen unterstützt, die die gewagtesten Ritte mit der größten Schnelligkeit und Anpassungsfähigkeit, aber in ebenso großer Unordnung ausführen. Diese Menschen sind die Sportsleute der Armee: in der Wachsamkeit, Entschlossenheit, Unerischrockenheit und Widerstandsfähigkeit gegen Sonne und Ermüdung besitzen sie den Rekord.

Die Legion selbst ist lange nicht so gleichmäßig zusammengelekt, wie die Mehari'sten. Da gibt es verweidlichte Personen neben den verwegensten Abenteurern. Das Ganze wird gebildet aus Leuten gewöhnlichen Schlages, die in irgend einem Augenblick ihre Kaltblütigkeit verloren und Vaterland und Familie verlassen oder sich der Verantwortlichkeit für ein in der Leidenschaft begangenes Vergehen entzogen haben, aus schlimmen Teufeln und überspannten Köpfen. Der Anblick, den sie bieten, ist außerordentlich sonderbar: man sieht zarte, abgehärmte, müde Gestalten und theatrale, leidenschaftliche, abgebrühte Burichen. Der Gesamteindruck ist sehr schön, malerisch und kriegerisch zugleich. Es sind zum großen Teil Draufgänger, am Leben liegt ihnen wenig, und beim Sturm besitzen sie ein wunderbares, nicht bloß für den Augenblick aufflammendes Feuer. Dabei sind sie vollkommen lenkbar, sobald sie in den Manövern gut geübt worden sind.

In Friedenszeiten ist das in ethnographischer und psychologischer Hinsicht das reine Museum, in Kriegszeiten ist diese Legion nicht allein wegen der Umgebung, in der sie gewöhn-

Wirth,
Jahrbuch der Bethenys. Bd 2

Berlin, ein zweites Mekka.

Zwar erscholl bereits in Friedenszeiten der Ruf: Berlin—Bagdad! Auch pflegten wir Handelsbeziehungen nach Ägypten, Abessinien, Persien und Indien; nicht minder wurde eine Reihe von Forschungsreisen nach dem Orient unternommen; aber alles dieses bedeutete nur wenig gegenüber den Ereignissen des Weltkrieges, die einen hundertfach vergrößerten Anteil an den östlichen Dingen bei uns weckten. Unsere Feldgrauen sahen mit eigenen Augen die Stadt der Bibel, Jerusalem, und die Stadt von Tausendundeiner Nacht, Bagdad; sie hörten das Rauschen der Dardanellen und fühlten den Schnee der Alpen Kurdistans, sie durchzogen die halb tropischen Niederungen des Nion und die Hochtäler des Kaukasus. Ein Gegenbild solcher Taten war die erhöhte Aufmerksamkeit, die man in Deutschland, besonders in den Hauptstädten Berlin und München, wie in Regensburg und Hamburg, dem Orient und seiner Erschließung zuwandte. Namentlich Berlin wurde ein Mittelpunkt aller Fäden, die nach und von dem Orient zu uns gesponnen wurden. Durch die vielfachen und bedeutungsvollen Besuche vollends, die es von führenden Männern des Islams empfing, ist Berlin ein zweites Mekka geworden. Hier trafen sich Abgeordnete der jungägyptischen Partei mit solchen der Hindu und Dravida, tauschten Marokkaner Begrüßungen mit Turkestaniern, lernten sich von Angesicht zu Angesicht kennen Abessinier und sibirische Tataren, Albaner und Afghanen. Alle diese Vertreter des islamischen Orients aber wurden mit anderen Söhnen des Ostens, mit Leuten aus dem ferneren Orient bekannt, mit Siamesen und Chinesen (so lange diese uns freundlich waren), sowie mit den Vorkämpfern bedrückter Volktheiten des Westens, mit Iren, Finnen und Basken.

Die so jäh gesteigerte Freude am Orient fand ihren Ausdruck in der Gründung zahlreicher Gesellschaften, die zugleich politische, wirtschaftliche, wissenschaftliche und auch rein gesellschaftlich-touristische Zwecke verfolgten. Dergestalt ist eine deutsch-albanische, Wirth, Die Geschichte des Weltkrieges. II.

deutsch-türkische, deutsch-persische Gesellschaft, ist ein Bund der Freunde Indiens ins Leben getreten; die bereits vorhandenen Balkanvereine wurden bis auf sechzehn vermehrt; die deutsche Marokkogesellschaft erfuhr eine Ergänzung durch das Marokkocomitee, dessen Sitz meist in Hamburg war. Auch vergrößerte sich stark die Mitgliederzahl bisheriger orientalischer Gesellschaften, so namentlich der deutsch-asiatischen in Berlin und der Münchener Orientalischen Gesellschaft. Schließlich hätten wir noch der deutsch-armenischen Gesellschaft zu gedenken, die Lepsius gegründet hat, und der deutsch-ukrainischen, deren Gebiet sich füglich zum Orient rechnen läßt, zumal dort viele Mohammedaner wohnen.

Das Wehen eines frischen Windes machte sich an erster Stelle im Auswärtigen Amt bemerkbar. Dieses errichtete eine Nachrichtenstelle für den Orient, die mit außerordentlichen Mitteln ausgestattet ist und für jedes Gebiet einen angesehenen Spezialisten beschäftigt, wie Mittwoch, Hartmann, Perzynski, Hell, v. Glasenapp, Beck, Figner, Rosack, Koch. Eine wertvolle Zeitschrift tat sich auf: „Der Neue Orient“. Wenn früher Engländer und Franzosen uns in der Darstellung jüngster Politik wie auch religiöser und gesellschaftlicher Gedanken und Bewegungen im Orient weit voraus waren, so eroberte die genannte Zeitschrift mit einem Schlage eine Stellung, die sie über ihre sämtlichen Vorgängerinnen hinaus hob. Berlin wurde der Mittelpunkt orientalischer Gegenwartsforschung.

Eine dritte Einrichtung brachte farbiges Leben in die Freundschaft mit dem Osten und brachte auch dem größeren Publikum Gesichter und Trachten des Orients zur Anschauung. Ich meine die fast stets durch Vorträge und andere Vorführungen belebten Gesellschaftsabende, die von den einzelnen Vereinen und Instituten veranstaltet wurden.

Diese Gründungen und Veranstaltungen hatten keineswegs nur platonischen Charakter. Es handelte sich meist um recht greifbare ernste Ziele. Noch deutlicher traten diese in verschiedenen Sendungen, die von Berlin ausgingen, in die Erscheinung.

Nach zahlreichen Ländern des Islams wurden Erkundungs- und Vorexpeditionen gesandt. Es ist nicht angängig, sie hier alle aufzuzählen, obwohl gerade sie ganz ausnehmend von dem zauberischen Reiz des Orients umweht sind. Besonderen Eindruck machte unseren Feinden ein Zug, der von Tripolitanien ausging. Leider ist dabei der hochbegabte, liebenswürdige Otto Mannesmann durch Mord ermordet gefallen. Zwei Expeditionen gingen nach Abessinien, die erste leitete der geniale Afrikaforscher Leo Frobenius. Die zweite endete bei den Dankali. Besonders viele Privatexpeditionen wurden nach Persien unternommen. Bewährte Kenner, wie der Forschungsreisende und Kunsthistoriker Sarre, wie der Wiener Zugmayr, der neue Striche in Westtibet und Belutschistan zu Friedenszeiten bereist hatte, wurden als Konsuln in Hermandschah und Isfahan berufen. Am berühmtesten vielleicht wurden die zwei Expeditionen nach Afghanistan, die eine unter Conzen, die ihr Ziel nicht erreichte, die andere unter dem bayerischen Hauptmann Niedermayer, der zusammen mit dem trefflichen Österreicher Diez zwei Jahre hindurch in der Friedenszeit Persien, besonders die Provinz Chorasán, durchstreift hatte, und dem Berliner v. Gentig, der von Kabul aus eine abenteuerliche Rückreise nach der Heimat über China, Honolulu und Amerika ausführte. Kein amtlicher Anstrich hatte dagegen die Mission, die im Juli 1918 nach dem Kaukasus abging.

Umgekehrt sandte uns der Orient viele seiner hervorragendsten Männer teils mit besonderen Aufträgen, teils um allgemein Gefühl mit unserem politischen und geistigen Leben zu nehmen. Wir nennen den Emir Ali, den vorzüglich repräsentativen Sohn des marokkanischen Freiheitskämpfers der 1840er Jahre, Abd el Kader, der dem verbannten Vater in Damaskus geboren ward und der sich bis zum Vizepräsidenten der osmanischen Kammer aufgeschwungen hat, ferner den syrischen Emir Schekib Arslan, die Perser Mirza Mohammed Khan, Salar Moazzam (Sohn des einflussreichen Nizam es Saltaneh), Mirza Ghafis Khan, einen Führer der Itidali-Gruppe, nebst den Parlamentariern

Wahid el Mulk und Tagisade; den Scheich Aziz el Schanisch aus Kairo, den von den Briten gefürchtetsten Agitator des ganzen Orients; den afghanischen Prinzen, der ein eigenhändiges Schreiben des Emirs an Kaiser Wilhelm überbrachte, Pratap; den Fbn Batuta der Gegenwart, den würdigen, kenntnisreichen, durch Milde und Herzensgüte ausgezeichneten Abd er Raschid Ibrahim aus Tobolsk, der eine Art Scheich ül Islam der russischen Mohammedaner gewesen, von den Schergen der Zaren vertrieben war und dann rastlos auf dem Angesicht der Erde von Südafrika bis nach Ostasien gewandert ist, auch Japanisch fließend spricht und seinen Sohn als Professor der Islamkunde auf der Universität Okumas zu Waseda als Hauptpfand künftiger japanisch-türkischer Freundschaft zurückgelassen hat; die zwei Vertreter der georgischen Republik, den gelehrten, tiefschürfenden Tsereteli und den weltmännischen, geistreichen Fürsten Matschabelli; den Dichter und Religionspolitiker Chalik Halim, einst Generalkonsul in Bombay; den mit rücksichtsloser Tatkraft ausgestatteten Hussein Dschahid, Journalisten und Parlamentarier; den Theologen und Redner Salih Bey el Tunusi; endlich eine große Zahl von anderen Tunesiern, Führern der Hindu und der Dravida, der Perser und von Kaukasustataren aus Schuscha und Mohammedanern aus Kasan und Turkestan.

Außerdem sind fortwährend leitende Staatsmänner aus Konstantinopel nach Berlin und München gekommen, darunter vor allem der Großwesir Talaat und besonders oft der Finanzminister Dschavid; auch hat Enver zu wiederholten Malen das Hauptquartier besucht und hat die türkischen Soldaten an der galizischen und rumänischen Front durch aufmunternde Reden erquickt. Mehrere türkische Prinzen fanden sich in Berlin ein, einige zu längerem Studium, besonders in der Kadettenanstalt zu Lichterfelde. Auch hat der jetzige Sultan Mehemed VI. schon als Prinz eine Freundschaft mit Kaiser Wilhelm geknüpft. Der Kaiser selbst ist im Oktober 1917 zu einem kürzeren Aufenthalt nach Konstantinopel gegangen, um die Freundschaftsbande

mit der Türkei neu zu festigen. Zwei Reisen, die eine 1889, die andere 1898, die sich bekanntlich bis Jerusalem und Baalbeck erstreckte, waren vorausgegangen. Zar Ferdinand hat im dritten Kriegsjahre einen Besuch in Konstantinopel abgestattet, und Kaiser Karl einen ebensolchen im vierten Kriegsjahre (Mai 1918).

Die verschiedenen Freundschaftsgesellschaften erfuhren eine Belebung und Ergänzung durch freundschaftliche Reisen, die von den Parlamentariern, Journalisten, Industriellen und Kaufleuten der einzelnen Länder zu gegenseitiger Bekanntschaft und um sich über die beiderseitigen politischen und gewerblichen Verhältnisse zu unterrichten, untereinander ausgeführt wurden. In der ersten Hälfte des Krieges waren solche Reisen auf Länder des Vierbundes beschränkt, später traten Besuche von Vertretern der Arim, des Kaukasus und Persiens dazu. Im Juli 1918 sahen die türkischen Freimaurer die Brüder in Berlin und traten so mit einem deutschen Orient in Fühlung.

Afrikanische und asiatische Hilfsstruppen.

Mitte Juli 1918 veröffentlichte der Temps eine Zählung, der zufolge man bis dahin fast eine Million Farbige aus französischen Kolonien nach den europäischen Kriegsschauplätzen (mit Einschluß Mazedoniens und der Dardanellen) verfrachtet habe; davon waren 680 000 Kämpfer, 283 000 Arbeits Soldaten. Man darf annehmen, daß an 600 000 aus Nordafrika, die anderen aus Senegambien, Madagaskar und Indochina kamen. Eine Statistik der britischen Hilfsvölker ist nicht erschienen. Nur erklärte im März 1917 Chamberlain, Staatssekretär für Indien, daß dies Land 300 000 Krieger entsendet habe; davon werden vier Fünftel Farbige gewesen sein, weil man die Weißen zum Umzaunhalten der Einheimischen zurückließ. Die Zahl wird später auf eine halbe Million angewachsen sein. Außerdem hoben die Engländer Indianer aus Kanada, Maori aus Neuzeeland und Wilde aus Mittelastralien, endlich Mischlinge Südafrikas

aus und führten sie nach Ägypten und Europa. Australier, die nur mit einem Schlachtmesser ausgerüstet waren und die kein Englisch verstanden, ergaben sich bei Cambrai.

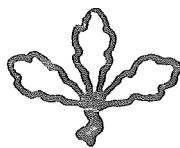
Arabische Beduinen halfen in Syrien und Mesopotamien.

An 50000 chinesische Kuli arbeiteten hinter der französischen Ostfront, andere Kuli in Mazedonien. Ein chinesisches Regiment wird vom Sowjet in Moskau aufgestellt. Im Spätsommer 1918 wurde die Gesamtzahl ihrer Farbigen in Europa und Vorderasien von den Briten auf 900000 angegeben, eine Zahl, die sich wohl auf alle Kriegsjahre bezieht.

Die Bewegung, die auf die Wiederherstellung des Zaren-
tums zielte, hat zu Zehntausenden Kirgisen in ihren Dienst
gestellt. Sie scharten sich zu den Tschedzo-Slowaken in Sibirien.
Endlich wäre koreanischer und chinesischer Hilfstuppen zu ge-
denken, die von Japan nach Sibirien geführt wurden.

Als ursprüngliche Afrikaner sind die Neger anzusprechen,
die in größeren Haufen, zu Hunderttausenden, von den Ameri-
kanern ins Feld geführt wurden.

Daß der Aufenthalt zahlreicher und zuchtloser Farbiger zu
weitgehender Bastardierung, namentlich in Frankreich, Gelegen-
heit gab, wird an anderer Stelle (im achtzehnten Buch) ge-
schildert. Anderseits gaben die Gefangenenlager, besonders das
von Boffen (bei Berlin) und das von Leo Frobenius verwaltete
in Rumänien, unseren Anthropologen und Mythologen, den
Volks- und Sprachforschern reichste Ausbeute und überraschende
Aufschlüsse.



jetzt schon vorhandenen und in Zukunft noch drohenden Bevölkerungslücken auszufüllen, den Abgang an Toten und Schwerverwundeten durch Geburtenüberschuß wieder wett zu machen.

Bastardierung.

Die alten Spartaner erzählten eine Geschichte aus der Frühzeit ihrer Eroberungen, da man geschworen hatte, nicht eher von der Belagerung Messenes zurückzukehren, als bis man die Feste erobert habe. Nun zog sich aber die Belagerung zehn Jahre lang hin. Die zurückgelassenen Frauen ließen sich mit Sklaven ein, und als deren Söhne heranwuchsen, hatten die Spartiaten einen blutigen Kampf gegen die trotzigen und aufständigen Sklavenkinder zu führen. Ein jeder Krieg schafft Rassenkreuzungen, Bastardierungen, und zwar je länger er dauert, um so mehr, wie dies vor allem der Dreißigjährige Krieg bewiesen hat. Am meisten betroffen wurde diesmal durch den Zustrom fremden, in diesem Falle überwiegend farbigen Blutes das auf seine Rasse und seine Kultur so stolze Frankreich.

Man bedenke nur, daß eine Stadt wie Marseille, die von einer halben Million auf anderthalb Millionen während des Krieges wuchs, diese Zunahme fast nur exotischem Zustrome zu verdanken hatte ¹⁾. Ähnlich ist Bordeaux um 115 000 Einwohner gestiegen, allerdings durch die Amerikaner, bei denen die Weißen überwiegen. Wenn zwar der Verkehr der daheim=

¹⁾ Die deutsche Presse vom 2. Juni 1918 brachte folgende Betrachtung: Frankreich wird in der nächsten Generation nicht mehr ein ausschließlich von Menschen weißer Rasse bewohntes Land sein. Wie weit die Invasion Frankreichs durch exotische Bundesgenossen bereits vorgeschritten ist, geht aus den statistischen Angaben hervor, die kürzlich vom Minister Clavelle im Parlament gemacht worden sind. Die Bevölkerung von Bordeaux ist von 210 000 auf 325 000 Einwohner gestiegen, jene Lyons von 530 000 auf 740 000, Nantes von 170 000 auf 190 000, Toulouse von 150 000 auf 210 000, Saint-Etienne von 146 000 auf 210 000, Nizza von 142 000 auf 180 000, Le Havre von 136 000 auf

gebliebenen Frauen mit Kriegsgefangenen auch der Bevölkerung von Mitteleuropa nicht erspart geblieben ist, so kann immerhin zugunsten Mitteleuropas angeführt werden, daß eine Zuwanderung und Einsprengung farbiger Elemente kaum stattgefunden hat; ohnehin wurden sämtliche Gefangene, die aus dem Orient stammten, und ebenso Indianer und Australier, bei uns in geschlossenen Kriegslagern von der ansässigen Bevölkerung getrennt.

Gefangene.

Nach vier Jahren Krieges hatten die Mittelmächte 3,8 Millionen Gefangene zur Versorgung und zur Verfügung. Während so viele Esser das Durchhalten erschwerten, waren so viele Hände willkommen, um auf dem Lande, in Fabriken und Bergwerken, wie an Straßen und Eisenbahnen mitzuarbeiten. Dadurch trat ebenfalls eine Umschichtung der ganzen Lebensgebarung ein. Ohne Gefangene wäre weder die Saat bestellt, noch die Ernte hereingebracht worden; auch hätten wir nicht so viel Kohle gefördert. Am besten bewährten sich in der Landwirtschaft die Russen; die Engländer dagegen sind fürs Land unbrauchbar, sie eignen sich besser für technische Betriebe. Unruhen von Belang oder gar Meutereien kamen in dem langen Zeitraum nicht vor.

199 000, Toulon von 104 000 auf 120 000, Bourges von 49 000 auf 110 000, Poitiers von 41 000 auf 51 000, Angoulême von 35 000 auf 55 000, Arbaces von 72 000 auf 110 000. In diesen Ziffern ist nicht der Bevölkerungszuwachs enthalten, der durch die Räumung von Paris und der durch den deutschen Vormarsch auf Amiens und die Marne für die gesamte französische Provinz resultierte. Marseille endlich hat schon seit Jahresfrist die Million überschritten und hat nach neuesten Angaben ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner, gegen 500 000 vor Kriegsbeginn. Der gesamte Bevölkerungszuwachs Frankreichs ist natürlich ausschließlich auf Einwanderung exotischer Bundesgenossen zurückzuführen. Besonders muß hervorgehoben werden, daß die Mehrzahl der Einwanderer nicht der weißen Rasse angehört, und daß in großen Zentren, wie z. B. in Marseille, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bereits farbig ist.

Von den Feinden wurden deutsche Gefangene teilweise sehr schlecht behandelt. Verüchtigt wurde Dahomey, das Südranais mit dem Lager von Sebdu, wohin die Marokko-deutschen geschafft wurden, der Kongo und die Murmanküste. Verdient machten sich um den Gefangenenaustausch besonders Generalmajor Friedrich¹⁾ und der Konsul du Vinage. Ein wichtiger Kongreß für Austausch deutscher und englischer Gefangener wurde Juni bis Juli 1918 im Haag abgehalten.

Abnahme der Volkszahl.

Nichts ist natürlicher, als daß man im Weltkrieg sich mit den Schwankungen, mit dem Aufstieg und Abstieg der Bevölkerung beschäftigt. Lagen doch bis zum Herbst 1918 an die elf Millionen von Streitern tot auf der Walstatt, alle Schauplätze des weit ausgedehnten Krieges mitgerechnet, und sind bald ebenso viele durch Kälte, Hunger und Erschöpfung zugrunde gegangen. Da kann man füglich fragen, ob wir an einem Weltwendepunkt angelangt seien. Allem Anscheine nach geht die Linie der Bevölkerungsbewegung, die im letzten Menschenalter so jäh sich aufwärts reckte, nunmehr nach unten. Ohnehin steht zu erwarten, daß namentlich durch die Revolution und die empfindlich einsetzende Hungersnot in Rußland die Zahl der Todesfälle noch beträchtlich anschwellen wird. Sodann ist zu erwägen, daß die Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht ohne Folgen bleiben kann. Gibt es viel Getreide, so vermehren sich die Feldmäuse; tritt Mißernte oder andauernd schlechtes Wetter ein, so gehen die Mäuse zurück oder verschwinden ganz. Nicht anders ist es bei den Menschen. Sind die Vorbedingungen, um sich einen Unterhalt, eine Lebensstellung zu erringen, günstig, so wird ein junger Mann, dem so schöne Aussichten für sein persön-

¹⁾ Gestorben 10. September 1918.